

Die Ausführungen zum Sozialprofil der am Straßenhandel Beteiligten verlassen sich – wohl aufgrund der Quellenlage – weitgehend auf die Auswertung von Verfahrensakten eines Schnellgerichts für die Jahre 1949–52. Wie weit der Befund, es habe sich, zumal bei den kleineren öffentlichen Schwarzmarktorten, eher um einen „Markt der Ärmere“ (265) und Erwerbslosen gehandelt, auch für die Zeit vor den Währungsreformen zutrifft, bleibt daher offen. Zudem wäre vielleicht noch stärker, als es Zierenberg hier tut, die selektive Praxis der Kriminalisierung durch die Strafverfolgungsbehörden zu berücksichtigen. Dennoch kann Zierenberg auch für die Nachkriegszeit zeigen, dass die „Aufteilung in aktive und erfolgreiche Schieber auf der einen und zu Passivität verurteilte Arme und Benachteiligte auf der anderen Seite“ (263) nicht zufraf.

Wegen der Konzentration auf den öffentlichen Schwarzhandel kommt etwas zu kurz, dass dieser den Handel auf der Ebene persönlicher Kontakte und Netzwerke keineswegs vollständig ersetzte, sondern vielmehr ergänzte. Auch weitere Aspekte des illegalen Handels wie der Verkauf „ohne Marken“ durch den Einzelhandel oder betriebliche Kompensationsgeschäfte werden zwar erwähnt, ihre Bedeutung und mögliche Verbindungen zum Straßenhandel bleiben aber offen. Daher geraten die Schwarzhändler in der gewerblichen Wirtschaft als Akteure des illegalen Handels, von denen sich die Verbraucher abgrenzten und die sich ihrerseits wiederum – unter anderen Voraussetzungen als die Konsumenten – von den Schiebern abzugrenzen hatten, eher blass.

Dass nicht jede Spur erschöpfend verfolgt werden kann, ist jedoch unvermeidlich bei einer Darstellung, die so viele Untersuchungsebenen in Betracht zieht und miteinander verschränkt. Wie dicht und quellennah Zierenberg konkrete Tauschhandlungen beschreibt und mithilfe analytischer Kategorien wie Raum, *gender* oder Vertrauen zu einer Kulturgeschichte

des Schwarzmarkts verwebt, macht sein Buch zu einer faszinierenden Lektüre.

Stefan Mörchen (Bremen)

Jörn Glasenapp, Die deutsche Nachkriegsfotografie. Eine Mentalitätsgeschichte in Bildern, Paderborn, Fink 2008, 413 S.

Der Titel ist so nüchtern wie das Schwarzweissfoto aus dem Jahr 1970 auf dem Umschlag: Eine Strassenkreuzung, im Hintergrund zwei vereinzelt ältere Häuser vor neuen Mietskasernen und Industriebauten in Beton, im Vordergrund eine Strasse mit Markierungen, welche auf die seltsam abwesenden Automobile verweisen und penetrant nach vorne zeigen. Im Jahr 2007 erzielt der Abzug einer überdimensionierten bunten Supermarktfotografie des deutschen Fotografen Andreas Gursky den höchsten Preis, der je für eine Fotografie bezahlt wurde: 3,3 Millionen Dollar. Die deutsche Fotografie ist im Olymp des globalen Kunstmarktes angekommen.

So nüchtern der Titel, so verheissungsvoll der Untertitel: „Eine Mentalitätsgeschichte in Bildern“. Die Perspektivierung, die der Medienwissenschaftler Jörn Glasenapp für dieses Vorhaben wählt, sprengt die Enge einer isoliert kunsthistorischen (sprich: ikonografischen) Betrachtung von Fotografien. Im Zentrum steht die Frage nach dem Gebrauch und der diskursiven Rahmung von Fotos im „westdeutschen Bildhaushalt“ nach 1945. Glasenapp interessiert sich für deren Produktion, Distribution und Rezeption, wobei er gestützt auf theoretische Positionen (insbesondere Roland Barthes, Susan Sontag, Allan Sekula und John Tagg) von der These ausgeht, dass Fotografien keine inhärente Bedeutung innewohne, sondern dass diese immanent kontextabhängig sei und dementsprechend changiere. Das Untersuchungsmaterial für dieses Vorhaben speist sich aus sieben Jahrzehnten und umfasst so disparate Bildbestände wie die KZ- und Trümmerfoto-

grafien der späten vierziger Jahre, die „subjektive Fotografie“ und die Modefotografie der fünfziger Jahre oder die Nuba-Bilder Leni Riefenstahls und die Mädchenbilder David Hamiltons aus den siebziger Jahren. Die Anti-Modefotografien Jürgen Tellers der neunziger Jahre, die massgeblich zum jüngsten Renommee der deutschen Fotografie beigetragen haben, markieren den Schlusspunkt der Untersuchung. Genau genommen sind es jedoch nicht primär die Bildbestände, die im Zentrum von Glaserapps Überlegungen stehen, sondern – und darin spiegelt sich auch sein Misstrauen gegenüber Bildsignifikaten – die Bildlegenden, die Begleittexte, die Ausstellungen an Messen und in Museen und deren Erörterung und Kritik in Feuilletons und in der Fototheorie.

Der Gewinn dieses Vorhabens liegt darin, dass der Autor bislang isoliert Betrachtetes aufeinander bezieht und damit theoretisch Geadeltes und als Trash Verschiedenes gleichermaßen ins Blickfeld nimmt. Wenn Trümmer- und KZ-Bilder zusammen betrachtet werden, erscheinen die Aufnahmen der zerbombten deutschen Städte mit ihren Trümmerhaufen als deutsches Gegenprogramm zu den amerikanisch orchestrierten Aufnahmen der Leichenberge von KZ-Opfern. Wenn Glaserapp die Bildbände von Hermann Claasen, Richard Peters und Kurt Schaarschuch über die Trümmerlandschaften Kölns und Dresdens miteinander vergleicht, manifestieren sich feine Nuancen in den deutschen Positionen zur Stunde Null: Mit der Ausnahme von Kurt Schaarschuchs „Bildokument Dresden. 1933–1945“, das eine explizite Kausalität zwischen der Zerstörung von Städten und Nationalsozialismus herstellte, dominierte eine dezidierte Entkoppelung der Trümmerwüsten von der NS-Vergangenheit.

Dem Rückzug in Religiosität im Westen standen im Osten ein Anti-Amerikanismus und die Überformung der Trümmer als Geburtsstätte eines neuen sozialistischen Deutschlands gegenüber. Wenn Glaserapp dann die Doppelbelichtungen, Solarisatio-

nen und Luminogramme der „subjektiven Fotografie“ der 1950er Jahre (künstlerisch ambitioniert und dezidiert „modern“) den Modefotografien (bieder und betont „gestrig“) gegenüber stellt, sieht er darin nicht gegenläufige Entwicklungen, sondern legt Weltflucht und Verdrängung als gemeinsames Motiv nahe. Und wenn er schliesslich den Ausführungen zu den Mädchenfotografien des britischen Fotografen David Hamiltons, dessen Bilder auch in Deutschland Teenagerzimmer, Messehallen und Männerphantasien schmückten, ein Kapitel zu Chargesheimer, Martin Manz und Reinhard Matz folgen lässt, die in den siebziger Jahren mit ihren Stadt- und Landschaftsaufnahmen der Fotografie den Sprung ins Museum und den Eintritt in die Domäne der Kunst geebnet haben, dann liest er deren gesellschaftlichen Erfolg als Symptom des damaligen Zeitgeistes: als Kontrastfolie zum beunruhigenden Feminismus im Falle Hamiltons und als Verdichtung von interventionistischer Gesellschaftskritik bei Chargesheimer, Manz und Matz.

Trotzdem erfüllt die Studie das im Untertitel zum Ausdruck gebrachte Versprechen nicht, eine Mentalitätsgeschichte der BRD zu schreiben. Dies liegt daran, dass der Autor die Bilder sowie ihre Entstehungs- und Verbreitungskontexte zu wenig dezidiert als Zeitdokumente liest. Statt sie als Symptome von Zeitgeist ernst zu nehmen und die Brüche, Paradoxien und Genealogien der freigelegten Zeitschichten zu analysieren, geht es ihm eigentlich vielmehr um eine Kritik der Fotokritik. Er verstrickt sich in ausschweifenden Wiedergaben des Forschungsstandes und seinem Bemühen, durch den Ex-post-Blick eine Art Metakritik dieser Literatur zu leisten.

Doch wenn die heute auf dem Kunstmarkt hoch gehandelten neosachlichen Fotos von der internationalen Kritik als „ausgesprochen deutsch“ wahrgenommen werden, und damit genauso wie Sporttrikots nationale Stereotypen nähren, wird deutlich, dass das von Glaserapp formulierte Projekt einer historisch fundierten Analyse

der kulturellen Gebrauchsweisen von Bildbeständen unbedingt weiterzuführen und zu vertiefen ist. Denn es wäre wünschenswert, die komplexe Logik des Zusammenspiels von nationalen Selbst- und Fremdbildern in der hochgradig international organisierten Produktion, Distribution und Rezeption von Fotografien etwas besser zu verstehen.

Monika Dommann (Basel)

Jörg Döring, Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld, Transcript 2008, 456 S.

Für den von Jörg Döring und Tristan Thielmann konzipierten Sammelband ist der transdisziplinäre Gebrauch der Kategorie *Raum* von konzeptioneller Bedeutung. Die Herausgeber fragen in ihrer anregenden Anthropologie nach den fachspezifischen Vorstellungen, was eigentlich unter „Verräumlichung“ zu verstehen sei. Gibt es den viel beschworenen *Spatial Turn* als transdisziplinären Paradigmenwechsel überhaupt, oder handelt es sich nicht vielmehr um eine „Verweiskette mit Selbstverstärkereffekt“ (11)? Während im ersten Hauptteil Historiker, Soziologen, Medien- und Kulturwissenschaftler ihre jeweiligen Raumkonzepte vorstellen, sind die nachfolgenden Beiträge dem Dialog mit den Humangeographen vorbehalten.

Und mit deren Kritik an den gegenwärtigen Raumkonjunkturen geht es richtig zur Sache: Gerhard Hard, Marc Redepenning, Roland Lippuner und Benno Werlen profilieren sich als scharfe Kritiker des insbesondere in der Soziologie und Geschichtswissenschaft mittlerweile so beliebten *Spatial Turn*. Ihre Einwände zielen im Kern auf das ihrer Meinung nach ahnungslose Gerede vom „Raum an sich“, mit dem altgeographische Wissensbestände unreflektiert reproduziert würden, die in der Humangeographie nach schweren internen Gefechten endlich überwunden schienen. Bei ihrem Frontalangriff kennen die zu So-

zialwissenschaftlern konvertierten Geographen keine Verwandten: Nicht nur Martina Löws Raumsoziologie wird wegen ihres vermeintlich ontologisierenden Zugriffs als trivial demontiert, auch an der so hoch gelobten Studie von Karl Schlögel lassen sie kaum ein gutes Haar: Wer wie Schlögel im Raume die Zeit lese, rekurreiere auf „eine unmittelbar-anschaulich gegebene und eine unmittelbar-anschaulich erfassbare konkrete Totalität“ (281), wie sie schon die deutsche Landschaftsgeographie mit ihrer üppigen Raummetaphorik beschworen habe.

Auch die Systemtheoretiker erweisen sich nach Auffassung der selbsternannten Raumspezialisten gegen die grassierende Raumverliebtheit keineswegs als immun: Rudolf Stichweh erntet mit seiner auf Luhmann anspielenden Feststellung „Es gibt Raum“ nur ein mitleidiges Lächeln. Statt sich über solche und andere Ausfälle der Nachbardisziplinen zu ärgern, rät Gerhard Hard allen aufgeklärten Raumtheoretikern, sich am Naivitätscharme des neuen Räumelns zu erfreuen – etwa so, wie ein Kunstkennner naive Malerei zu schätzen weiß. Konstruktiver wäre es, jenseits solcher Polemiken in einen fachübergreifenden Dialog zu treten, der sich weniger um Selbstdarstellung, denn um Erkenntnis bemüht. Hierfür scheint es allerdings unabdingbar, dass sich Sozial- und Kulturwissenschaftler nicht länger aus der geographischen Mottenkiste bedienen, sondern ihre und andere Raumkonzepte konsequent historisieren und diese Raumproduktionen als *making geography*, als ein theoriegeleitetes Beobachten von Raumbeschauern konzipieren.

Was eine theoretisch reflektierte Studie zur Kategorie *Raum* zu leisten vermag, demonstriert der Text von Jörg Dünne. Dünne widmet sich dem für die Frühe Neuzeit spezifischen Territorialisierungsschub und untersucht anhand von drei Beispielen medienhistorische Möglichkeitsbedingungen für kulturelle Topographien. Dabei geht es ihm darum, anhand des Mediums Karte